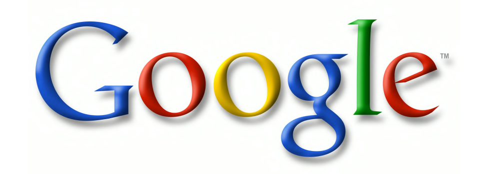
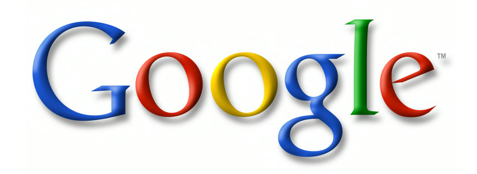



Google

DEUTSCHEN IN ÖSTERREICH.


STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969

DIE DEUTSCHEN IN ÖSTERREICH.

IHRE

NATIONALE STELLUNG UND IHRE POLITISCHEN AUFGABEN.

„Le prèstige ne dérive pas du privilège, mais des devoirs, que le privilège impose.“

LEIPZIG

VERLAG VON OTTO WIGAND.

1879.

DB 34
G4D4

KIT

22' 10' 20

I.

Historische Einleitung.

Die Geschichte Oesterreichs beginnt am 11. August 1804, dem Tage, wo der deutsche Kaiser Franz II. seine Erbländer als Kaiserthum Oesterreich zu einem Staate vereinigt erklärte, ja eigentlich erst am 6. August 1806, dem Tage, wo jener Monarch, nach der Gründung des Rheinbundes durch Napoleon I., die deutsche Kaiserkrone niederlegte. Bis dahin gibt es wol Geschichten der einzelnen Länder und Ländergruppen, aus welchen die österreichische Monarchie allmälig entstanden ist, aber keine «Geschichte Oesterreichs»; nur der allgemeine, welthistorische Zusammenhang der Geschichte der Culturvölker verbindet auch jene Einzelhistorien, und dass es bisher nicht hat gelingen wollen (obgleich es oft versucht wurde), eine zusammenhängende Darstellung österreichischer Geschichte — etwa seit Gründung der Ostmark — nach wissenschaftlich strenger Methode und in künstlerisch befriedigender Anordnung zu gestalten, ist ein deutlicher Beweis für unsere Meinung.

Ja, und in der That: an demselben Tage, an welchem das römische Reich deutscher Nation, das tausendjährige, aufhörte, und nicht früher erstand erst das wahre und wirkliche Oesterreich als ein Staat, dem die Vorsehung und die kraftvolle Entwicklung der reichen Fülle von Völkern und Stämmen, aus deren allmäliger, naturgemässer Vereinigung zu einem grossen und harmonischen Ganzen er von geringen und kleinen Anfängen erwachsen ist, hoffentlich keine ge-

ringere Dauer beschieden hat als jenem — in unseren Tagen unter anderen Bedingungen wieder erweckten — Staatswesen.

Zwar die ersten staatsrechtlichen Grundlagen zur Entstehung des österreichischen Staates waren schon fast drei Jahrhunderte vorher durch die Theilungsverträge gelegt worden, welche Kaiser Karl V. mit seinem Bruder Ferdinand am 28. April 1521 zu Worms und am 17. Mai 1540 zu Gent geschlossen hatte. Die Vermählung Ferdinands mit Anna — 1526 —, der Schwester des ungarischen Königs Ludwig II., fügte auch schon damals Ungarn, Böhmen, Mähren und Schlesien (mit der Lausitz) zu dem deutschen Erbbesitz der Habsburger und vollendete also fast den geographischen Complex der Länder und Völker, welche berufen waren, den «österreichischen Staat» zu bilden. Aber von diesem «Staate» konnte weder damals, noch in den folgenden Jahrhunderten, solange die Habsburger die deutsche Kaiserkrone trugen, mit Fug und in ernstlich staatsrechtlichem Sinne die Rede sein. Diese Jahrhunderte waren vielmehr die Zeit der rein geographischen Agglomeration, die Zeit der Föderation der Völker in der rohesten Form und zugleich der straffsten Centralisation in der autokratischen Personalunion durch die Gemeinsamkeit des Regenten.

Aber man begann gleichwol schon damals von «Oesterreich» in einem grossen Sinne zu sprechen; das Sprachgefühl des Volkes hatte schon damals mit wunderbar scharfem politischem Instinct den richtigen Ausdruck gefunden für jene Macht der Zukunft, deren grosse Bedeutung für die politische und civilisatorische Entwicklung der Völker, welche sie umfasste, es ahnend erkannte.

Der Menschen Absichten und Pläne, wie gross und gewaltig sie erscheinen mögen, verschwinden, wie leichter Nebeldunst, vor dem lebendigen Hauche des Morgenwindes der wirklichen Geschichte. Wenige Regenten haben an Macht, wenige an politischem Scharfblick Karl V. übertroffen. Beiden Eigenschaften des Gründers entsprechend, ist sein Werk von ungewöhnlich langer Dauer gewesen. Durch drei Jahrhunderte haben seine bewussten Pläne und Absichten — durch Ver-

einigung der deutschen Hausmacht der Habsburger und deren Trennung von dem spanischen und überseeischen Besitz die deutsche Krone bei dieser Dynastie zu erhalten — fortgewirkt. Und doch! das Unbewusste — um dieses Wort des populären Philosophen auch für die Geschichte der Menschheit nutzbar zu machen — in seinem Werke, das scheinbar blos Augenblickliche, Zufällige, gewann zuletzt die Uebermacht über das klar Bewusste, absichtlich Gewollte in seinem grossen Vorhaben: Der erste Grund zu dem heutigen Oesterreich wurde gelegt, indem dessen Besitz abgelöst wurde von dem gleichzeitigen Besitze der deutschen Kaiserkrone!

Der also gelegte Keim schlummerte lang. Noch durch Jahrhunderte dauerten die Wirkungen älterer, noch lebensfähiger Ideen. Aber jener Keim wuchs im Verborgenen, wie das Saatkorn, und trat in die Erscheinung, als die Zeit der Reife gekommen war.

Die pragmatische Sanction war ein erstes sichtbares Zeichen jenes Wachsthums. Karl VI. führte das Werk seines Ahnherrn Karl V. um einen Schritt weiter und Maria Theresia, die grosse Kaiserin, war die erste wahrhafte Monarchin der österreichischen Lande. Und wie bezeichnend ist es nicht, dass gerade die Regierung dieser ersten «österreichischen» Kaiserin durch einen ungewöhnlich grossen Fortschritt des Culturlebens sowol der nichtdeutschen, wie der deutschen, österreichischen Länder so hervorragend ist.

Der Ausgang des alten, der Anbruch des neuen Jahrhunderts schlug die alte politische Welt in Trümmer; ein neues, gewaltiges Leben begann auf dem ganzen europäischen Continente. Wir Jüngsten stehen noch völlig inmitten der Umgestaltungen in Staat und Gesellschaft, welche jener Völkerfrühling wachgerufen hat.

Das deutsche Reich, der am reichsten ausgestaltete Vertreter, und früher in so vielfachem Sinne der Beherrscher des mittelalterlichen Europa, konnte vor dem Sturmesbrausen der neuen Zeit und neuer lebendiger Ideen nicht länger bestehen: es fiel zusammen. Und jetzt erst, wie die reife Frucht

aus dem Schoosse der sterbenden Mutter sich löst, trat jener Keim, den Karl V. unbewusst gelegt, Karl VI. mit Bewusstsein gepflegt, der unter Maria Theresia zuerst eigenberechtigte Weltbedeutung erlangt hatte, in die selbständige Erscheinung. Das deutsche Kaiserreich ging zu den Todten, das Kaiserthum Oesterreich war zu selbstherrlicher Existenz lebensreif und lebensfähig geworden.

Natürliche geographische und ethnographische, staatsrechtliche, politische, religiöse und ethische Factoren haben, alle zusammen und jeder für sich, ihren Antheil gehabt an der Lösung des einstigen Zusammenhanges des heutigen Oesterreich mit dem älteren Deutschland. Es genügt, auf diese hinzudeuten. Jene, welche zuletzt mit Gewalt die Ausscheidung der Deutschen in Oesterreich aus dem alten Reiche erzwungen haben, haben uns vorlängst mit Beflissenheit die Nothwendigkeit der Trennung aus jenen Gründen nahegelegt. Es mochte also als hinreichend erscheinen, hier nur auf jene historischen Erscheinungen näher einzugehen, die bisher weniger berücksichtigt wurden, und welche unserem Stolze und unserem Selbstbewusstsein als österreichische Reichsbürger gefälliger sind.

Diese kurze, zusammenfassende Darstellung der ursächlichen Bedingungen, der wirkenden Ideen, welche von den ersten Anfängen an mit jener unwiderstehlichen Folgerichtigkeit, wie sie die Weltgesetze in Natur und Geschichte kennzeichnet, die Entstehung Oesterreichs nur als durch seine Abtrennung von Deutschland möglich, bewirkt haben, schien unerlässlich zu sein, wenn die Aufgabe vorlag, zu richtigen Anschauungen über Stellung und Aufgaben der Deutschen in Oesterreich in nationaler und politischer Hinsicht zu leiten: ich meine, in Hinsicht auf die Beziehungen zu den nationalen Verwandten im neuen deutschen Reich, in Hinsicht auf die Beziehungen zu den politischen Volksindividuen in Oesterreich, in Hinsicht auf die politischen Aufgaben der deutschen Oesterreicher.

Die Geschichte der letzten zwanzig, der letzten dreizehn Jahre ist bekannt. Sie brachten das zu Ende, was früher schon vorbereitet gewesen. Oesterreich wurde genöthigt, Italien und Deutschland ihren eigenen nationalen Aspirationen und Entwicklungen zu überlassen, und wurde gerade dadurch endlich völlig auf sich selber gestellt, auf sich selber und seine wirklichen, eigenen, grossen Aufgaben gewiesen: es wurde das Ostreich, das zu sein es von seinen frühesten Anfängen berufen war, das Donaureich! Aus der Verschwommenheit der Weltherrschaftstentenz des alten, römisch-deutschen Reichs, der die neue Zeit nimmer förderlich war, aus der Verbindung mit Völkern, die ihre eigenen Wege zu gehen willens und kräftig genug geworden waren, trat es heraus als eine völlig selbständige, unabhängige, individualisirte Existenz. Ein Ostreich wurde es, gross und gewaltig durch sich selber und nicht blos durch den politischen Zusammenhang mit einem andern grossen Volke, ein selbständiges Glied in der europäischen Staaten- und Völkergemeinde; zur Wahrung eigener Interessen wurde es berufen; eine Culturaufgabe durch sich und in sich selber zu lösen, ein starker Hort gegen die neue Barbarei des Ostens und dessen politischer und sittlicher Regenerator zu werden: — zu diesen Aufgaben war es herangewachsen.

Aber noch eine Palme — und eine, ich wag's zu sagen, höheren Ruhms in der Meinung der Weisen — zu erringen, ist ihm bestimmt.

Die französische Revolution hat die alte Gesellschaft und den alten Staat über den Haufen geworfen. Vielleicht möchte es noch verfrüht sein, schon jetzt behaupten zu wollen, dass dauerndes Neues wieder aufgebaut worden sei. Die Wissenschaft selber, die theoretisch untersuchend den praktischen Bildungen und Verwirklichungen meist wol ein gut Stück voraus zu sein pflegt, fühlt noch allenthalben das Bedürfniss, die Lehren von Staat und Gesellschaft eingehend zu revidiren. Wenig Fertiges, oder nichts dergleichen ist zu sehen: die ganze Welt ist, so zu sagen, provisorisch. Wir leben in einer Uebergangszeit von vielfach zersetztem, nicht mehr aufrecht

zu erhaltendem Alten zu einem noch nicht geoffenbarten Neuen. In Wissenschaft und Kunst erscheint dieses Gefühl des Provisorischen, Uebergangsmässigen aller Zustände als Hochschätzung des Realismus, als Geringschätzung des Ideals, als Bedürfniss der Rückkehr zu den Thatsachen (und der einseitigen Anerkennung ihrer Logik); im Gesellschaftsleben findet es seinen Ausdruck in den stets erneuten, sogenannten socialdemokratischen Versuchen; im politischen Leben der Staaten aber in der einzigen Frucht, die bisher aus dem Kampf der Ideen von dem göttlichen Recht der Dynastien und der Souverainetät der Völker hervorgegangen ist: in dem Nationalstaate des historischen Augenblicks. Freilich hat diesem entgegen schon die Bevölkerung der Vereinigten Staaten auf eigenthümlich günstigen Grundlagen ein Staatsgebäude von ganz anderem Charakter aufgeführt; aber eines schickt sich nicht für alle, und in Europa müssen sich die Völker als Gesammtindividuen staatlich vereinigen. Dieses Beispiel von der Verwirklichung des *politischen* Staatsbegriffes zu geben, der höher ist, als der des blos nationalen Staates; die Durchführung des ersten Versuches im Grossen, der je gemacht worden ist, Völker verschiedener Nationalität durch und für die Bedürfnisse menschenwürdiger Freiheit und Cultur in ein vielgestaltiges, aber in und durch den Reichthum seiner Gliederung harmonisches Ganzes zu vereinigen, ohne sie ihrer nationalen Eigenthümlichkeit zu berauben: — dies ist die glanz- und ruhmvolle Aufgabe Oesterreichs!

Alle andern Staatsformen sind Formen der Vergangenheit; der nationale Staat unserer Tage ist die Staatsform eines historischen Augenblickes; die «Vereinigten Staaten» sind eine Form, die nur in Jungland möglich ist: der Beruf Oesterreichs ist es, den Staat der Zukunft zu gestalten, und *dadurch ist Oesterreich selber der wahre Staat der Zukunft!*

Von diesem Standpunkte aus wollen wir nun die Stellung und Aufgaben der Deutschen in Oesterreich erörtern. Rich-

tiges Erkennen derselben und klares Bewusstsein davon, wiewol stets erwünscht und leider nur selten vorhanden (und zwar weder bei den Regierenden, noch im Volke), ist gleichwol kaum je bei einem Wendepunkte in der Geschichte unseres Vaterlandes von so dringlicher Nothwendigkeit gewesen, als gerade jetzt, wo, wenn nicht alle Anzeichen trügen, die Zeit im Nahen ist, in welcher, nach mehrfachen missglückten Versuchen, endlich sichere und dauerhafte Grundlagen zu jenem Aufbau des Staates gelegt werden müssen, welchen wir uns und unsern Nachkommen im Reiche zu Schutz und Schirm und Behagen aufzuführen berufen sind — der übrigen Welt aber zum preiswerthen Beispiel. Darum, fort mit dem Pessimismus und an die Arbeit mit jenem Ernst, der uns als Deutschen, mit jenem Frohmuth, der uns als Oesterreichern eigen ist!

II.

Die nationale Stellung der Deutschen.

Die Betrachtung der nationalen Stellung der österreichischen Deutschen kann und darf ihren ethnographischen und geistigen Zusammenhang mit den Bruderstämmen des deutschen Volkes nicht aus den Augen lassen; denn er ist wichtig und bedeutsam, nicht blos für die deutschen Oesterreicher selber, sondern auch für die übrigen Völker des Gesammtstaates und für diesen. Er ist es, weil die österreichischen Deutschen durch die fortdauernde lebhafte Wechselbeziehung in Wissenschaft und Kunst mit den übrigen Stämmen des deutschen Volkes, durch den fortgesetzten geistigen Verkehr mit denselben, nicht blos das Niveau ihrer eigenen Cultur erhalten und ohne Unterlass steigern, sondern daher, wie aus einem nie versiegenden Born zugleich die Fülle befruchtender Niederschläge gewinnen, welche, auf den noch

weniger tief bearbeiteten Culturboden der übrigen Nationen des Reichs überzuleiten ihnen obliegt. Den grössten und unmittelbarsten Nutzen aus diesem Zusammenhange gewinnen gerade die anderen Nationen, denn ihre deutschen Reichsgenossen werden und bleiben ihnen dadurch nicht blos willige Lehrmeister und Vorbilder, sondern diese selber bezahlen auch noch für jene den grösseren Theil des Schulgeldes in Gestalt der gemeinsamen Reichssteuern. Darum darf dieser geistige Zusammenhang nicht unterbrochen werden, und sollte niemals weder von einer Regierung, noch seitens der andern Nationen die geringste Beeinträchtigung erfahren, — sofern und so lange er aus dem Rahmen geistiger Beziehungen durch Kunst und Wissenschaft nicht heraustritt. Jede, wie immer geartete Ueberschreitung dieser engeren Grenzen soll allerdings den strengsten Ahndungen unterworfen sein; aber, es ist wol zu hoffen, dass, wie das selbständige Culturleben Oesterreichs sich höher entwickeln und immer schönere Blüten treiben wird, auch die chimärischen Hirngespinnste unserer jungdeutschnationalen Schul- und Parlamentsjugend verschwinden werden.

Gibt es doch in der That jetzt kaum einen einzigen Grund — ausser jenem eines kindischen nationalen Heimwehs, — der einen besonnenen Deutschösterreicher bestimmen könnte, zu wünschen, dem Staatswesen seiner übrigen Brüderstämme angegliedert zu werden; aber eine ganze Reihe solcher, dies nicht zu wünschen. Statt vieler will ich nur einen herausheben, der aber hoffentlich für ausschlaggebend wird gehalten werden. Das neudeutsche Reich hat nach uns nicht das geringste Verlangen, wir müssten uns den Brüderstämmen im neuen Reich geradezu aufdrängen, und eines besonders freundlichen Empfanges dürften wir uns mit nichten versehen. O ja, in Mittel- und Süddeutschland und in Hannover hat man für uns noch immer mehr Sympathieen, als für die «Preussen», und wiederum im nördlichen Deutschland gibt es — besonders unter den geschwinden Renegaten der annectirten Provinzen — Chauvinisten, die des «Zerfalls Oesterreichs» und des Anfalls seiner deutschen Länder an Preussen ganz ebenso gewiss sind, wie die österreichischen Pessimisten,

die nach Königgrätz wie die Pilze aus dem Boden wuchsen. Indess kann weder die gemüthliche Geneigtheit Jener, noch die bramarbasirende Annexionslust Dieser uns irgend Vortheil oder Schaden bringen: Jene würden gegebenen Falles doch gegen uns marschiren, und diese sind es nicht, welche die Geschicke Deutschlands in der nächsten, oder selbst einer ferneren Zukunft leitend beeinflussen werden. Die Besonnenen aber und die Leitenden stehen solchem Willen fern; Diese wissen, wie vortheilhaft dem deutschen Reiche die Freundschaft des selbständig-mächtigen Grossstaates Oesterreich dereinst sein wird, und, welche Gefahren für Europa, aber zumal für das junge Deutschland daraus entstehen müssten, würde die ebenso abenteuerliche, wie lächerliche Phrase vom «Zerfall Oesterreichs» jetzt oder bald eine schreckliche Wahrheit. Ewig freilich wird auch Oesterreich nicht dauern; denn die politischen Organismen unterliegen denselben Gesetzen der Umbildung und Veränderung, wie alle anderen. Sollte aber wirklich der «Zerfall Oesterreichs» so nahe bevorstehen, wie jene Thoren meinen, dann mögen die Deutschen in Oesterreich darauf gefasst sein, von ihren «Reichsbrüdern» mit denselben gemischten Gefühlen aufgenommen zu werden, wie jüngst die Occupation Bosniens und der Herzegowina von jenen österreichischen Deutschen, welche die Umnebelung mit unklaren Deutschheitsgefühlen, oder die Auffassung des Staates vom Standpunkte einer Handelsbilanz noch nicht zum Bewusstsein der Aufgaben Oesterreichs hat kommen lassen.

Denn das neue deutsche Reich ist, dessen sollte man doch stets eingedenk sein, ein durchaus und wesentlich anderes, als das alte war. Dieses war römisch, jenes ist protestantisch; das alte entwickelte sich von Süden und Westen nach Norden und Osten, das neue geht gerade den entgegensetzten Weg; das alte war continental und mediterran, das neue, schon von Anbeginn oceanisch begabt, wird früher oder später nach colonialer Entwicklung verlangen*). Wir aber sind continental

*) Dies war geschrieben, bevor die Brochure des Herrn Fabri «Bedarf Deutschland der Colonien?» erschienen war.

und mediterran und römisch; wir haben kein Bedürfniss nach Colonien, vielmehr weisen uns alle unsere Interessen nach dem Orient auf Festlands- und Inselwegen. Unsere Aufgabe im südöstlichen Europa ist dieselbe, welche Russland in dem nördlichen Asien obliegt, und wie Deutschland uns zu unseren Aufgaben gezwungen hat, so mag es vielleicht uns noch obliegen, Russland zu den seinen zu zwingen. Zu all diesen, wie Deutschland unserer bedarf, bedürfen wir Deutschlands, aber wir werden uns gegenseitig nur in Wahrheit nützlich sein können, wenn jeder der beiden Staaten, unabhängig von dem andern seine Wege geht und seine Pflichten erfüllt. Das weiss man in Deutschland und erkennt in diesem Sinne den Donaustaat als eine europäische Nothwendigkeit. Die Hohenzollern sind viel zu nüchtern, um nicht aus der Geschichte des Hauses Habsburg gelernt zu haben, wohin es führt, wenn man seine Kräfte — und seien sie selbst so gross, wie die der Habsburger waren, deren gleichen keine Dynastie je wieder wird vereinigen können — nach zu vielen Richtungen zersplittert; das deutsche Volk aber hat uns vor nicht Langem durch den Mund seiner öffentlichen Presse eine Lehre gegeben, als es den Unsinn jenes Annexionsrufes eines deutsch-österreichischen Abgeordneten als seinen Interessen widersprechend rundweg ablehnte.

Unter solchen Umständen — wie sollte es sich da noch für die Deutschen in Oesterreich geziemen, politische Hoffnungen auf Vereinigung mit den Deutschen im neuen Reiche zu hegen?! Sie waren unverzeihlich, wie heute, aber nicht geradezu unverständlich unmittelbar nach Königgrätz; aber heute, wo wir an der Schwelle einer neuen Zeit stehen, am Beginn einer neuen Epoche glorreichen Aufschwunges unseres Völkerstaates, heute sind sie Unsinn und Wahnsinn! Die Deutschen im neuen Reiche haben mit Bewusstsein politisch auf uns Verzicht gethan; da sollte es wol ein Gebot der nationalen Selbstachtung für jeden Deutschen in Oesterreich sein, auch seinerseits und endgiltig auf die Stammesgenossen zu verzichten, und sich jenen Aufgaben mit vollen und frischen Kräften zuzuwenden, die uns in jenem grossen Staatswesen

obliegen, zu dessen Gründung und Erhaltung wir das Meiste und Wesentliche beigetragen und geleistet haben.

Nachdem in solchem Sinne die nationalen Beziehungen der Deutschen in Oesterreich zu jenen im neuen Reich dahin sind umschrieben worden, es sei erkennbar und erkannt, dass eine Wiedervereinigung in politischer Hinsicht völlig ausgeschlossen sei, das geistige Band aber zu Beider Nutzen lebendig erhalten werden müsse: ergibt sich alsbald die Frage nach der Stellung der Deutschen in Oesterreich zu den Nationen, mit welchen sie zu dem Gesammtstaate vereinigt sind.

Deren sind bekanntlich drei, ſofern sie betrachtet werden in Hinsicht auf ihre etwaige Berechtigung, oder wenigstens ihre erhobenen Ansprüche auf wesentliche Antheilnahme an der Ordnung der Angelegenheiten des Reiches: die Deutschen, die Magyaren und die Slaven. Die Italiener und die Rumänen können nicht einmal so, wie Nord- und Südslaven, als Romanen zusammengefasst werden, und einerseits sind ihre nationalen Aspirationen noch zu excentrisch (was sich freilich ändern wird in dem Maasse, wie sie werden erkennen müssen, dass das Reich ebenso den Willen und die Macht hat, sie festzuhalten, wie ihren berechtigten Ansprüchen zu genügen), andererseits ist ihre Zahl zu gering, als dass sie berufen sein könnten, an dem Kronenstreit der andern Theil zu nehmen.

Deutsche, Magyaren, Slaven — und Romanen! Eine assortirte Musterkarte von Europa, ein Residuum aller grossen historischen Vorgänge in diesem Welttheile seit zwei Jahrtausenden! Arrièregarden, Gros und Vorposten aller Völker, welche stürmend über Europa marschirt sind, oder marschiren wollten! Deutsche, die die Römerherrschaft stürzten; Slaven, die Jenen gefolgt oder vor ihnen dagewesen, in einem Falle, wie dem andern Jener Herrschaft sich mussten gefallen lassen; zwischendurch Magyaren, Reste jener streitbaren, wilden Reitervölker, deren das innere Asien eine Zeitlang so unzählige auszusenden vermochte. Alle sesshaft geworden in schönen und fruchtbaren Ländern, alle der Civilisation und Cultur gewonnen, alle reich begabt und auf die Nothwendigkeit gewiesen, sich zu vereinen in Eintracht und gegenseitiger Milde, aber

leider häufiger entzweit durch Herrschsucht und nationalen Dünkel, oder Missverstand und Despotenlist der Regierenden.

Verschieden ist die Stellung dieser Nationen zum Ganzen vom Standpunkte der Nationalität.

Die Magyaren, mit grosser Kühnheit weit vorgedrungen bis an die äussersten östlichen Grenzen der damaligen civilisirten Welt und kräftig genug, sich zu behaupten in den ihren Neigungen zusagenden Niederungen zwischen Donau und Theiss, sind eine ethnographische Insel inmitten der unverwandt sie umwohnenden Völkerstämme. Einsam und verlassen, finden sie nirgends einen nationalen Rückhalt; und doch sind sie auch nicht kräftig genug gewesen, auf die Dauer ganz selbstständig ein eigenes und unabhängiges Staatswesen zu erhalten. Nur eine Zeitlang hatten sie Könige eigenen Stammes, bald suchten sie Schutz durch Fremde als Regenten, bald gaben sie sich ganz in die Erbobhut des mächtigsten deutschen Regentenhauses. Die selbstbewusste, romantische Kühnheit des Reitervolkes haben sie in die Politik übertragen und nicht minder etwas von der Zähigkeit des Ackerbauers im Ausharren, und dadurch haben sie grosse Erfolge errungen, es nahezu dahin gebracht, die Geschicke des Gesammtstaates ausschlaggebend zu bestimmen. Man hat ihnen jedenfalls mehr eingeräumt, als ihnen zukommt. An Zahl sind sie geringer, als jede der andern Nationen, welche den Primat im Reiche beanspruchen.

Die Slaven! In den Zeiten geschichtlicher Kenntniss hatten sie zuerst das Donaureich als selbstständigen Staat gegründet, als die Germanen damit beschäftigt waren, auf den Trümmern der römischen Weltmonarchie ihre neuen Reiche aufzurichten. Das Erinnern daran scheint, wie Eindrücke gefälliger Kindheitssagen, in ihren Ohren fortzuklingen, ihre Herzen mit nicht unberechtigtem Stolz zu füllen. Wer wollte ihnen dies verdenken; wer es übel bemerken, wenn die Einen mit Hochgefühl noch überdies der Zeiten der gewaltigen Ottokare, die Andern der homerischen Kämpfe gegen die andringende Türkenflut in Begeisterung und tönenden Heldenliedern eingedenk sind! Aber die Einen wie die Andern er-

wiesen sich zu schwach zur Selbständigkeit auf die Dauer. Die nördlichen wurden mit ihrer Einwilligung und Zustimmung dem deutschen Reiche einverleibt, die andern in frühen Zeiten von den Magyaren bezwungen. So traten beide fast zu derselben Zeit in den geographischen Verband der Völker, welche das mächtige und selbständige Ost- und Donaureich herstellen sollten.

In ihren Beziehungen zu Völkern ausserhalb der Grenzen des Staates nehmen die Slaven eine Mittelstellung ein zwischen den Magyaren und den Deutschen. Sie sind nicht isolirt, wie jene, aber sie haben keine solche directe und unmittelbar nahe, verwandtschaftliche, ethnographische Beziehung, wie die Deutschen.

Die Czechen und die Polen, die reichsten und die gebildetsten, vielfach uneins unter sich, sind es namentlich in Hinsicht ihrer nationalen Sympathien zu jenem Volke, das, wären die Slaven durch eine tausendjährige gemeinsame Geschichte unter einander so verähnlicht worden, wie die deutschen Stämme, zu ihnen eine ähnliche Stellung einnehmen könnte, wie die Deutschen im neuen Reich zu den Deutschen in Oesterreich: ich meine die Russen. Den Südslaven fehlt es noch vielmehr an einem solchen nationalen Hintergrund, — trotz des stolzen Wortes, das einst Hofrath Klun gesprochen — der ihren Staats- und Culturbedürfnissen ausreichendes Genügen gewähren könnte. Die Nordslaven wie die südlichen finden national und civilisatorisch kein besseres Heim, als in dem vorhandenen Donaustaate, wovon sie ein so stolzer und mächtiger Theil sind.

Auch durch ihre Zahlenverhältnisse nehmen die Slaven eine Mittelstellung zwischen Magyaren und Deutschen ein. Alle zusammengenommen, beträgt ihre Zahl so viel, wie die der Deutschen und Magyaren zusammen; hält man aber die Stämme auseinander, so erreichen nur die Czechen und Mähren zusammen etwa die Zahl der Magyaren und sämmtliche Nordslaven zusammen kaum die Gesammtzahl der compact wohnenden Deutschen.

Die Culturhöhe dieser Stämme ist theils in ausgezeich-

netem Maasse bedeutender, als jene der Magyaren, theil: um ein Erhebliches geringer; das Erstere gilt im Wese den nördlichen, das Letztere von den südlichen Slaven.

Auch ihre Ansprüche, das einigende Band zu t das die Reichsgenossen schützend und zusammenhalten schlingt, auf den geistigen Primat im Reiche, könn vollgiltig nicht anerkannt werden. Ihnen fehlt der fes sammenhang unter sich, die geistige Verbindung mit grossen Volke von hoher, die Stammesgenossen förde Culturstufe und in vielen Theilen die nöthige Höhe e Cultur.

Ich komme nun zu den Deutschen.

An Zahl übertreffen sie den zahlreichsten Stam Slaven, übertreffen sie die Magyaren um das Doppel wohnen compact beisammen und insel- und einzelweis hin über das ganze Reich bis an die äussersten Grenz geistiger und materieller Cultur überragen sie alle Stämme des Reichs, und durch ihre ethnographisc ziehung, wie durch ihre geographische Stellung besit unerschöpfliche Quellen geistigen Wechselverkehrs un lectueller wie materieller Förderung.

Dazu kommt nun, dass eben darum ihr Patriotisn Festhalten am Reiche opfervoller ist, als jener der Ma und der Slaven. Politische Felonie der Magyaren, Hinausstreben aus dem Reiche, wäre der helle Wahnsi geriethen alsbald in neue, wahrscheinlich weniger mi meinschaft: den Nordslaven ginge es theils um nichts als den Magyaren, theils müssten sie an Deutschland und für die Erhaltung ihrer Nationalität fänden sie in einheitlich — und fast einseitig — nationalen Staate Dauer kaum ihre Rechnung, wenn sie auch Anfangs g würden: die Südslaven würden durch die Vereinigu ihren Hintersassen — der lebendigen Wand von nat Stammesgenossen Klun's — des Culturpfundes, das ihrer Zugehörigkeit zu dem jetzigen Donaureiche ge haben, eher verlustig, als dass sie damit wuchern könn einzig die Deutschen vermöchten für sich culturellen V

daraus zu ziehen, wenn sie wieder in die einstige vollständige Vereinigung mit ihren Bruderstämmen zurückgenöthigt würden. Aber ihre Reichstreue ist ohne Fehl; denn sie sind sich der hohen Aufgaben bewusst, welche sie in und mit dem Donaureiche zu lösen haben, an ihren Reichsgenossen und wieder durch dieselben.

So kann denn, sollte es scheinen, kein Zweifel darüber irgendwie bestehen, dass einzig die Deutschen ein Recht darauf haben, das einigende Band zu bilden, das die Völker des Reiches zu gemeinsamem Culturwirken umschlingen soll, dass ihnen ohne Widerstreit von Seiten der beiden andern Hauptnationen des Reiches in diesem der geistige Primat gebühre in den grossen Fragen der verfassungsmässigen Organisation und der politischen Weiterbildung des Gesammtstaates.

Welcher Art dieser geistige Primat der Deutschen in Oesterreich sein solle, werde ich mit gehöriger Deutlichkeit aussprechen, nachdem ich die politischen Aufgaben der deutschen Oesterreicher werde erörtert haben. Denn aus diesen wird sich gleich ganz von selber ergeben, was ich unter jenem Primate verstanden wissen will, — und zu diesen Erörterungen will ich nun mich wenden.

III.

Die politischen Aufgaben der Deutschen.

Die politischen Aufgaben der Deutschen in Oesterreich sind natürlich keine anderen, als die dieses Staatswesens selber. Nachdem in den vorausgegangenen Bemerkungen mit der nationalen Stellung der Deutschen auch zugleich die allgemeinen politischen Aufgaben erörtert worden sind, kann es sich hier nur mehr um jene besonderen handeln, welche zunächst der Lösung harren, und deren sind bekanntlich drei, eine äussere und zwei innere, nämlich:

1. Die Betheiligung Oesterreichs an den Angelegenheiten des Orients,
2. der Eintritt der Czechen in den Reichsrath und
3. die daraus folgende Weiterbildung der Verfassungen Westösterreichs und des Gesammtstaates.

Es ist nun vor Allem klar, dass keine dieser drei Fragen von den Deutschen in engherzig nationalem Sinne aufgefasst und behandelt werden darf. Aber gleich bezüglich der ersten ist es ja gerade diese engherzige und kleinmüthige Auffassung — neben finanziellen Anschauungen, welche demselben nergelnden Kleingeist entsprungen sind, — welche aus den Urtheilen jener Männer hervorleuchteten, die wenigstens bis allerjüngst noch für die politischen Leiter und Führer der Deutschösterreicher galten und als solche angesehen werden mussten. Diese Herren fürchten freilich schon längst für die Erhaltung ihres nationalen Deutschthums; nun aber scheint es ihnen ausgemacht, dass eine Million Bosnier und eine halbe Million Herzegowiner das Maass übervoll machen und gerade hinreichen werde, dem deutschen Volksthum in Oesterreich völlig den Garaus zu machen. Man möchte sich fast versucht fühlen, einen Beweis ganz ungemeiner Bescheidenheit in solchen Anschauungen zu sehen; denn in der That, wie arg müsste es um die innerliche Kraft des Deutschthums in Oesterreich bestellt sein, wie im tiefsten Kern seines Wesens geschwächt und verdorben müsste es sich fühlen, hätten jene Befürchtungen irgend einen wirklichen Grund. Dem ist indess glücklicher Weise nicht so; jene Befürchtungen sind vielmehr nichts weiter, als der Ausdruck der Lässigkeit und Bequemlichkeit des Lebens, woran freilich wir Deutschösterreicher ein etwas zu orientalisches Behagen gewonnen haben. Diesem allerdings müssen wir entsagen. Das Ererbte zu geniessen, ziemt nur leichtsinnigen Jungen und hinfälligen Alten, Völkern aber niemals; fehlt es diesen erst an Kraft des Aufschwunges, Neues zu gewinnen, wenn es nöthig ist, so erweisen sie dadurch zugleich deutlich genug, dass sie auch einem Angriff auf das Besessene nicht mehr ernstlichen Widerstand zu leisten vermögen. Es ist übrigens, glaube ich, klar geworden, dass

das Volk die Anschauungen seiner bisherigen Führer in dieser Angelegenheit nicht auch als die seinigen angesehen wissen wollte. Der Jubel, mit welchem alle Städte des Reiches, denen dazu Gelegenheit geboten war, die alte Reichshauptstadt Wien allen voran, die rückkehrenden Regimenter empfangen haben, galt nicht, wie von Jenen gesagt worden, blos in abstracter Weise den Siegen derselben, sondern ganz und ächt den practisch politischen Erfolgen, welche jene Siege begleiteten, oder ihnen nachfolgen werden: das Volk — weniger selbstisch und pessimistischer Negation weniger zugänglich — erkannte mit dem feinen Instinct, der zu Zeiten alle theoretischen Abstractionen der «grossen» Politiker weit hinter sich lässt, dass nach langer Stagnation in doch für das Wesentliche noch unfruchtbar gebliebenen inneren Kämpfen, endlich wieder einmal eine frische That geschehen sei, deren lebhafter Pulsschlag auch den übrigen lebendigen Theilen des Staatswesens nothwendig werde heilsam zu Gute kommen müssen.

Aber, wie gesagt, der nationale Standpunkt ist es nicht, von welchem aus diese Angelegenheit betrachtet und beurtheilt werden muss. Sie kann richtig in ihrer augenblicklichen Bedeutung und ihrem Folgenreichthum für die Zukunft nur vom Standpunkte des Reichs, als eines Ganzen, erfasst werden.

In diesen grösseren Gesichtskreis gerückt, stellt sich, wie es anders gar nicht sein kann, dieses Ereigniss sogleich in einem völlig verschiedenen Lichte dar.

Es bedarf keiner besonderen Auseinandersetzung, dass das Oesterreich, welches die italienischen Besitzungen, die nicht durch natürliche Nothwendigkeiten zu seinem Reichsverbande gehörten, — während andere Landstriche, wie z. B. das südliche Tirol nur verwälscht worden sind, sozusagen «durch Vernachlässigung der pflichtmässigen Obsorge» — aufgegeben hat, das aus seinem politisch-staatsrechtlichen Verhältnisse zu Deutschland ausgetreten ist, eine wesentlich andere staatliche Existenz, andere Grundlagen, andere Bedingungen derselben und daher auch andere Zwecke gewonnen hat, als jenes frühere. Es ist schon oben in der

historischen Einleitung ausgeführt worden, dass erst seit jenen Ereignissen, welche Oesterreich aus Italien und Deutschland verdrängt haben, dieses Reich auf jene Grundlagen zurückgeführt, in jene Sphären gelenkt und geleitet worden sei, die ebenso die wirklichen Ursachen seiner Entstehung, wie allein die wahren Bedingungen seiner Entwicklung zu eigener Grösse und zur Theilnahme an der Förderung gemeinsam-europäischer Cultur immer enthalten haben und gewesen sind. Denn alle gesunde Entfaltung kann nur von den Wurzeln aus geschehen.

Oesterreich ist das Donaureich; als solches ist es entstanden, als solches ist es gewachsen und gross und mächtig geworden. Dieser an die Donau, als an die goldene Ader des Reiches, gebundene Charakter desselben bedingt indess weder den staatlichen Besitz des ganzen Gebietes von der Quelle bis zur Mündung, noch schliesst er seitlings gelegene Gebiete aus. Vielmehr, in Beziehung auf den ersten Punkt, ist es von fast providentieller Schickung, dass fast zu allen Zeiten das Reich im Wesentlichen den männlich und kraftvoll entwickelten Mittellauf des Stromes und das dazu gehörige Gebiet besessen hat. Aus dem Oberlande, von den Quellen her und aus deren Nähe wurden die Keime und ersten Anfänge der neuen Bildungen herabgebracht, und noch einige Zeit später wurden bedeutende Besitzungen dort von den Herrschenden festgehalten; aber, wie das neue Staatswesen selber sich zu entwickeln begann und eigene Cultur entfaltete, bedurfte es nicht mehr jenes Besitzes: der geistige Zusammenhang begann allmälig zu genügen. Es fanden in jenen älteren Zeiten und in kleinerem Maassstabe dieselben Vorgänge statt, wie in unseren Tagen im grössten Maasse: die ursprüngliche, formlose politische Masse verringerte sich nach dem Maasse ihrer Krystallisation zu einem individualisirten Staatswesen und dessen Entwicklung zu deutlich umschriebener lebendiger Gestaltung. Aus den Kindheitsanfängen der babenbergischen Ostmark erwuchsen die jünglingsfrischen Entwickelungen der ersten Habsburger Zeiten und schritten, wie es in Jünglingszeit der Brauch, in's Ungemessene; aber in aufstrebender Hast vermag der Jüngling mehr rasch zu erfassen, als dauernd zu behalten,

und der Mann gibt, wenngleich mit Widerstreben, wieder gar Manches auf. Indess ist es mit nichten die Art des tüchtigen Mannes, bei seinem Besitz sich zu bescheiden, und neue Erwerbungen abzulehnen; nur vorsichtiger geht er dabei zu Werke, als der rasche Jüngling, er greift nicht, wie jener, nach Sonne, Mond und Sternen, nach dem Fernen und schwer zu Behauptenden, sondern nach dem Nahen, zu natürlicher Vereinigung sich Darbietenden, nicht blos zu Gewinnenden, sondern auch dauernd zu Behaltenden.

Zu solchen Erwerbungen passend sind weniger die Länder an dem untern Lauf der Donau, wo in fruchtbaren Gebieten jugendfrische Völkerschaften in von Natur wolumschriebenen Grenzen Anfänge eigener Cultur begonnen haben, nachdem sie sich in kraftvollen, wiederholten Versuchen vom drückenden Joch asiatischer Barbarei befreit haben. Nur dafür muss gesorgt werden, dass jene neuen Bildungen nach unserem Reiche, als dem nächsten und bequemsten Culturcentrum gravitiren, was einer zielbewussten Reichspolitik stets unschwer möglich sein wird. Ich meine Rumänien, ich meine Serbien; und Bulgarien zu ähnlicher Freundschaft zu gewinnen, wird nicht minder versucht werden müssen. Ich schliesse Montenegro aus, von dem noch kaum gesagt werden darf, dass dort Culturkeime sichtbar an's Licht getreten seien. Ja, mir scheint die Möglichkeit keineswegs ausgeschlossen, dass es noch einmal eine Pflicht, nicht der Selbsterhaltung, aber der Herstellung von Zuständen dauernder Ruhe für Oesterreich werden könne, gegen dies Gebirgsvolk und einige seiner unbändig wilden Nachbarn einen ähnlichen Krieg zu führen, wie ihn Russland gegen die Stämme im Kaukasus mit wechselndem Glück und zuletzt doch mit Erfolg geführt hat.

Die möglichen Erwerbungen neuer Gebiete, und die unter Umständen unabweislich nothwendig werden könnten — es zum Theil schon geworden sind, — liegen aber auf dem Wege nach Salonichi.

Noch ist es kaum ein Jahrhundert her, dass wir das Ganze des Erdenrunds in seinen wesentlichen Zügen haben erkennen können; aber die Umgestaltungen, welche diese Er-

kenntniss in der Cultur der Menschheit hervorgebracht hat, sind weit bedeutender, als vorher die Wirkungen in viel grösseren Zeiträumen. An dieser Stelle und für unsern Zweck habe ich vornehmlich jener Einwirkung zu gedenken, welche die erweiterte Kenntniss des Erdballs auf dasjenige ausgeübt hat, was wir kurzweg als die «Weltstellung» der Staaten zu bezeichnen pflegen. Diese erscheint als eine mehr oder weniger bevorzugte, jenachdem sie eine grössere oder geringere Möglichkeit gewährt, an den grossen Linien und Richtungen des Weltverkehrs theilzunehmen. Der Weltverkehr sucht allenthalben die raschesten, d. i. die geradesten Linien auf. Der gerade Weg von London nach Sidney und Melbourne, also von dem Nordwesten nach dem Südosten der östlichen Halbkugel geht über Wien, Salonichi, Smyrna oder Cypern, das Euphratthal und Ceylon: dies ist die Linie des Weltschnellverkehrs der östlichen Halbkugel, und sie schneidet Deutschland, Oesterreich und die Türkei. Deutschland und Oesterreich haben schon gethan und werden noch thun, was nöthig ist, den Bedürfnissen des Schnellverkehrs auf dieser Linie von einem Ende der Erde nach dem andern, zu genügen. Aber hinter Oesterreich liegt die Türkei, ein absterbendes Staatswesen, ohne alle lebhafte Theilnahme an europäischem Culturleben, dessen zwangsweise Aufpfropfung ihm, scheint es, sogar nur schädlich geworden ist, seinen Verfall nur beschleunigt hat, wie einer, der lange gehungert hat, wol plötzlicher stirbt, wenn ihm endlich Nahrung gereicht wird.

In der That hat schon Deutschland dafür gesorgt, dass es durch die Morosität der Türkei in Herstellung der nöthigen Verkehrsmittel nicht in seinen Interessen der Theilnahme am Welt-Schnellverkehr geschädigt werde, indem es durch seinen politischen Einfluss das Zustandekommen und durch Betheiligung mit grossen Summen den Bau der Gotthardtbahn ermöglicht und befördert hat. Italien hat mit rascher Erkenntniss seines Vortheils dasselbe gethan, wie Deutschland, und überdies mit grosser Hast das Eisenbahnnetz hergestellt, das den Gotthard mit Brindisi verbindet, für den Hafen von Brindisi aber Millionen über Millionen ausgegeben. Zu solchen Anstrengungen

haben sich unsere nördlichen und südwestlichen Nachbarn aufgerafft, um nicht aus der Richtung des Weltschnellverkehrs geworfen zu werden, beziehungsweise von seiner leichten Schwankung nach Westen, für die es keinen andern Grund gibt, als die intellectuell-politische Unfähigkeit der Türkei, den raschesten und grössten Vortheil zu ziehen. Denn, wäre es erst gelungen, den Weltverkehr in jene Richtung über Brindisi-Gotthard zu lenken, so möchte es späterhin nur mit den allergrössten Opfern unserseits möglich sein, ihn wieder in seine natürliche Bahn zurück zu bringen. Vor allem aber, Oesterreich wäre inzwischen selber nach dem Osten abgedrängt, seine lebendige Theilnahme an dem Culturleben des Westens abgeschnürt und unterbunden, und dadurch die wichtigsten Lebenstriebe des Staates der Vertrocknung und Verdorrung ausgesetzt worden.

Nun ist es wol hinlänglich klar, dass, was die Türkei nicht vermocht hat, als sie noch im Vollbesitz ihrer Mittel war, ihr nicht leichter geworden sein kann, seit sie an Ansehen und äusserer Macht geschwächt, aus einem verderblichen Kriege hervorgegangen ist. Oesterreich aber muss einen Weg nach Salonichi haben, und wenn es die Herstellung dieser Strasse anders nicht erreichen kann, als indem es die Länder, durch welche dieser Schienenweg geführt werden muss, in eigenen Besitz nimmt, so muss es diesen Besitz wol oder übel auf sich nehmen, ja ihn mit Blut und dem Aufwand aller sonstigen materiellen Mittel erzwingen.

Dies ist der Kern der bosnischen Angelegenheit.

Die Kämpfe in Bosnien wurden geführt für die Erhaltung der Weltstellung Oesterreichs; und ich weiss wahrhaftig nicht, für welchen grösseren Zweck ein Volk, ein Staat das Schwert ziehen könnte. Deutschland hat den Vortheil sehr wol erkannt, der auch ihm daraus entstehen muss, wenn es nicht erst auf dem Umwege durch Italien in die Richtung des Weltschnellverkehrs fällt, sondern auf dem directen, natürlichen, und unterstützt deshalb diese österreichischen Unternehmungen mit seinem Wohlwollen; England ist dabei selbstverständlich auf das allerlebhafteste interessirt.

Diese Aufgabe muss also von Oesterreich gelöst werden und die Deutschen, als auf der höchsten Culturstufe im Reiche stehend sind vor Allem berufen, die Nothwendigkeit ihrer Lösung sowol zu erkennen, wie, sie mit dem Aufgebot aller ihrer geistigen Kräfte, und mit Gut und Blut zu fördern*).

Neben dieser Weltbedeutung hat das Vorschreiten Oesterreichs an das ägäische Meer noch eine besondere und gerade für die deutschen Provinzen Oesterreichs, als die Kernländer der österreichischen Industrie, grosse und weittragende Bedeutung.

Freihandel ist ohne Zweifel das Ideal, der letzte vollkommene Zustand, in der commerzpolitischen Entwicklung der Völker der Erde und ihrer Handelsbeziehungen unter einander. Die Frage ist nur, ob schon heute alle Völker für diesen idealen Zustand reif sind, oder ob, wenn sie sich durch die gleissenden Sophismen der bona fide- oder mala fide-Propheten der Freihandelstheorieen vorzeitig zur praktischen Durchführung derselben verleiten lassen, sie nicht vielmehr Gefahr laufen, die am Narrenseil geführten Opfer jener pfiffigen und scharf rechnenden Nation zu werden, die durch ein überaus günstiges Zusammentreffen natürlicher und moralischer Faktoren aus ihrem ganzen Lande ein einziges riesengrosses Industrie- und Kaufhaus hat machen können. Die continentalen Industrieen sind — noch etwa Frankreich ausgenommen — zu keiner Zeit und in keiner Weise, weder durch die Natur, noch durch so unvergleichlich günstige politische Lagen im Stande gewesen, sich zu so vortheilhaften Zuständen empor zu schwingen, wie jene insulare, und Oesterreich war nicht so glücklich, von dieser allgemeinen, continentalen Ungunst sich als eine Ausnahme zu finden. Darum bedarf es, wie seine Nachbarn, und sowol im Verkehr mit diesen, wie mit den ferneren eines wolgeprüften, seinen besonderen Verhältnissen sorglich angepassten Systems von schützenden Zöllen und ein offenes Revier für seine Industrie findet es

*) Die Verlegung der Actiengesellschaft der türkischen Eisenbahnen nach Wien ist wol aus Erkenntniss der Bedeutung, welche Oesterreich für sie hat, welche sie für Oesterreich haben, geschehen.

r an seinen südöstlichen Grenzen. Jedoch, da jene auch s Meer umsäumt, bringt die billige Welle, die weder aussirt noch geschient zu werden braucht, die unter nstigeren Productionsbedingungen gefertigten Waaren der estlichen Industrie-Emporien an jene fernen Küsten. Unsere dustrie erliegt dieser Concurrenz. Stehen aber erst österchische, schwarzgelbe Schilderhäuser auf den eingen Quais von Salonichi, dann werden die österreichischen ollhäuser daneben stehen, und die Vor- und Wachtposten serer Armee werden zugleich die éclaireurs und commisyageurs unserer Fabrikanten und Kaufleute sein.

Was hier gesagt worden, erschöpft bei Weitem nicht sjenige, was für die thätige Antheilnahme Oesterreichs an r Entwicklung der orientalischen Angelegenheiten vorbracht werden kann; aber es ist vielleicht das Wichtigste d das Bedeutendste. Andere Argumente würden allzuleicht ie Nöthigung zu einer Polemik in sich tragen, die ich gerade über diesen Punkt lieber vermeiden mag; denn diese Angelegenheit halte ich für so wichtig und bedeutend, dass ihre Erörterung oberhalb des Gezänkes und Streites der Parteien, das ist bei den unfertigen Verhältnissen unserer politischen Parteien, der Personen, erhalten werden soll.

Die zweite Angelegenheit, rücksichtlich welcher ich zu untersuchen habe, was die politischen Aufgaben der Deutschen in Oesterreich bei der Behandlung derselben seien, ist die Wahrscheinlichkeit des Eintritts der Czechen in den Reichsrath.

Auch diese Angelegenheit muss vom Standpunkte des Gesammtstaates und nicht von einseitig nationalem behandelt werden.

Im Interesse des Gesammtstaates aber liegt der Friede unter den Nationalitäten, nicht der Streit derselben. Die Politik des divide et impera gegenüber den Nationalitäten ist die von allen Freiheitsliebenden in Oesterreich lang bescholtene der absolutistischen Regierungen gewesen — und

siehe da! die liberalen Führer der Verfassungsp
folgten genau dieselbe Politik, als sie mit ihrem La
die materielle Suprematie der Deutschen im Gesan
zum Zwecke hatte, zu Ende waren, um diese Si
wenigstens für die westliche Hälfte zu erreichen.
tirten mit den Magyaren gegen die Slaven, und
jetzt bereit, mit den Czechen gegen die Magyaren zu
Compromisse zu solchem Zweck werden immer f
denn jeder der Vertragschliessenden hat dabei seine
gedanken. Den der Magyaren hat die Verfassungs
fahren; es würde ihr in derselben Weise mit den
nicht besser ergehen, wenn mit diesen überhaupt
promiss auf ähnlicher Basis nicht unmöglich wä
diesen will man keine Reichshälfte ausliefern, hat a
dazu.

Aber die Politik des «divide et impera» ist i
eine, die nur Leuten von kleinem Geist und sch
Herzen gefällt, wenn es sich vielmehr darum hande
einen und zu gesellen. Und dies ist die [illegible]
denkenden und Muthigen.

Es handelt sich darum, die Czechen rücksichtl
Ansprüche, welche sie im Parlamente vorbringen s
welche dort als gerechtfertigt und mit den Intere
Gesammtstaates nicht in Widerstreit werden erkann
zu befriedigen. Dass einige Forderungen der Czecl
in Hinsicht der Wahlordnung und gewisser Schul-
waltungsangelegenheiten nicht unberechtigt seien u
gewährt werden können, ohne die Interessen des
staates oder der Deutschen in Böhmen zu gefäh
selbst von ihren heftigen Widersachern in der «Ve

Recht halten, zu suchen, so lange kann es nicht der
tschen Sache sein, die Schmollenden mit süssen Worten
meichelnd zu locken. Erscheinen sie aber an den Schranken
Turnierplatzes mit gehobenen Lanzen und offenem Visier,
n öffne man sie ihnen weit und empfange sie mit Herolds-
s und freundlichem Zuruf.

Ich habe mir hier nicht vorgesetzt, politische Fragen im
ail zu behandeln, und ich darf daher um so mehr mich,
meine Leser damit verschonen, Vorschläge darüber zu
hen, wie mit den Czechen eine Vereinigung zu treffen
e. Jedenfalls kann sie nur für die Landessachen im böh-
chen Landtag, für die allgemeinen Verfassungsbeschwerden
Reichsrath ins Werk gesetzt werden. Die Czechen repariren
die logische Inconsequenz ihrer Negation, indem sie in
Continuität ihrer frühesten Anschauungen völlig wieder
ickreten: denn sie hatten ja an der Verfassung Theil
omme und haben immer von den meisten Rechten der-
en Ge. auch gemacht.

Der Re. ist der Ort, wo, die Reichsidee aber der
st, in welchem die Verhandlungen mit den Czechen zu
ren sind. Zum Gelingen derselben ist freilich vor Allem
hig, dass das Gefühl der Reichszusammengehörigkeit auf
den Seiten das einseitige der Nationalität überrage. In
nsicht darauf scheinen mir nun die Führer der bisherigen
rfassungspartei am wenigsten berufen und geeignet, diese
reinigung herbeizuführen. So ziemlich dasselbe mag aber
h von den bisherigen Führern der Czechen gelten. Zwischen
sen Männern beider Seiten scheint mir eine aufrichtige
terhaltslose Verständigung — und wer kann daran zweifeln,
s nur eine solche dauernden Werth haben kann! — kaum
glich. Die politischen Antecedentien der Parteiführer
der Seiten sind dem entgegen, die Art des Kampfes, der
beiden Seiten mit häufig zu weit getriebener, persönlicher
denschaft geführt worden ist. Aber es fehlt nicht an
chen, dass hüben, wie drüben, die Gruppirung der Parteien
e andere sein werde, als bisher, und dies wird, ohne Zweifel,
Verständigung fördern.

Ihr Gelingen wird natürlich ihren Ausdruck in gewiss Aenderungen der Verfassung finden — und damit bin i zu der dritten wichtigen Angelegenheit der Gegenwart langt, deren principieller Erörterung diese Blätter gewidn sein sollten: zu der Möglichkeit, dass sich Ve änderungen der Verfassung, sowol für die Wes hälfte des Reiches, wie für den Gesammtsta als nothwendig erweisen sollten.

Diese Möglichkeit nun — ich stehe nicht an, es zu sag und es ergibt sich ja der Schluss schon aus dem Vora gegangenen — wird eine Nothwendigkeit geworden sein f die westliche Reichshälfte, sobald die Czechen in den Reich rath getreten sind. Und wiederum die Nothwendigkeit d Amendirung der Verfassung des Gesammtstaates, die ang sichts der Umstände, unter welchen die bosnisch-herzeg winische Action und Occupation ausgeführt werden musst und nicht minder durch die Erfahrungen bei der Neuredactio des Ausgleichs mit Ungarn für 10 Jahre, wol Jedermann kl geworden ist — diese Nothwendigkeit, sage ich, wird ei Möglichkeit gleichfalls durch den Eintritt der Czechen in d diesseitige Parlament.

Es gab eine Zeit, wo jede Verfassungsänderung in de That principiell abgelehnt werden musste. Das war damal als das Misstrauen noch berechtigt war, dass jede Verfassungs änderung in eine Verletzung der Verfassung und des consti tutionellen Princips auszuarten drohe. Damals entstand di Verfassungspartei und das Volk ist ihr und ihren Führer Dank schuldig, dass sie die «Charte» hoch gehalten und vo jeder Unbill bewahrt haben. Heute aber liegen die Ding anders. Niemand bedroht mehr das Princip der Verfassung Die Widersacher einiger verfassungsmässig zu Stande ge kommener Gesetze sind nicht mehr zugleich die Feinde de Princips unserer Constitution; darum kann man mit ihne über die Befriedigung ihrer Wünsche unterhandeln und ihne manche Zugeständnisse machen.

Keine schlechtere Verfassung als eine solche, welche ätendirt, ein rocher de bronce sein zu wollen. Lebendig elmehr muss sie sein und in Fluss steter Neubildung, fähig, e zu erzeugen, oder wenigstens, sie zu ertragen. Hat eine 'erfassung diesen Charakter nicht, so taugt sie nichts, wie ortreffliche Bestimmungen sie sonst enthalten möge. Nur as Princip der Verfassung sei unsterblich, sei ein unerchütterlicher Fels im wogenden Meere staatlichen Lebens, - nicht aber ihr Buchstabe, ihre Ziffern, ihre Paragraphen, re Alineas! Nie darf diesen gestattet werden, den lebendigen eist des Volkes in ihre spanischen Stiefel einzuzwängen! re Dogmen sind es, an denen zuletzt selber die Religionen heitern, die ihrer doch nicht entbehren können, da sie über s Gebiet des Erkennens hinaus dem menschlichen Geiste friedigung gewähren wollen — und sollen: wie viel weniger gen sie also in der Politik, die ganz und gar in's Irdische bannt ist, die keine andere, keine höhere Aufgabe hat, als s irdische, kurze Leben im Staate.

Mit diesem Wesen jeder Verfassung steht es im innigsten sammenhang, dass die bisherige «Verfassungspartei» zertzt ist. Sie hat ihre Aufgabe gelöst und die neuen politischen fgaben brauchen und erfordern neue politische Parteien, lleicht neue Männer.

Die Männer werden sich finden, die Parteien sich bilden. e Männer werden aus den Neuwahlen hervorgehen, die rteien wol erst auf dem Kampfplatze selber sich aus dem ntact der Elemente bilden. Darum, will mir scheinen, berfte es diesmal zu den Wahlen keiner besonders in's Détail gearbeiteten Programme, aber desto mehr solcher Männer, lche mit Festigkeit und Versöhnlichkeit des Charakters rsönlich wie politisch) eine genaue und eingehende Kenntss der politischen Bedürfnisse des Gesammtstaates, wie jener r einzelnen Volksstämme besitzen, um mit Gerechtigkeit e einen gegen die andern abzuwägen.

Dies musste die Signatur der Neuwahlen sein. Würden e in irgend einem anderen Sinne vollzogen, so möchte die uchtlosigkeit der Arbeiten des nächsten Parlaments für das

Ganze in Vorhinein besiegelt sein — wie viel erspriessli Détailgesetze es auch sonst ausarbeiten möchte.

Das schöne Wort des bayrischen Königs Max II.: « will Frieden haben mit meinem Volke», sei die Devise die Wahlen der österreichischen Nationen in ihr Parlame «Wir wollen Frieden haben unter einander!»

Unter solchen Auspicien begonnen, wird die Aender der Verfassung der westlichen Hälfte des Reiches keine unüberwindlichen Schwierigkeiten begegnen, sondern sich schwer vollziehen zum Heile Aller, die daran Theil hab In dem Reichsgedanken werden sie sich alle vereinigt find

Der «Verfassungsreform-Partei» gehört das nächste ös reichische Parlament! —

Aber auch die Verfassung des Gesammtstaates be nothwendiger Weise einer Umgestaltung; und der Grund für liegt ganz offenbar in der klar zu Tage getretenen Th sache, dass der jetzige formelle Apparat dem Einheitsbedürf des Gesammtreichs in seiner Action nach Aussen nicht sprochen hat. Der Mangel einer vereinigten Repräsenta des Gesammtreiches, während es doch eine gemeinsame gierung gibt, hat sich bei der ersten Gelegenheit, wo Thätigkeit des Gesammtreiches erforderlich war, alsbald bar gemacht und die Regierung fast dazu genöthigt, ihr eigenes Risico zu vollführen, was sie andernfalls nur Mithilfe der gemeinsamen Volksvertretung hätte unterneh dürfen. Freilich hätte auch eine solche gemeinsame Vertre keineswegs eine Bürgschaft dafür geboten, dass in ihr ric Erkenntniss der welthistorischen Nothwendigkeit dessen, geschehen musste und nun glücklicher Weise schon zum T vollbracht ist, sich finden würde; aber wenigstens das wi Gezänke, der Neid und die Eifersucht, welche nun in getrennten Verhandlungen der Delegationen so schroff he getreten sind, wäre uns und der Verwunderung der Frei bis zu einem gewissen Grade erspart geblieben.

Es ist klar geworden, dass es für die Thätigkeit Gesammtstaates nach Aussen nicht blos einer gemeins Regierung, sondern auch einer gemeinsamen Vertretung be

und zwar sowol mit Rücksicht darauf, dass der Gesammtstaat nach Aussen in der ganzen Fülle seiner Kraft auftreten könne, als dass das Recht des Volkes — der Völker, ihren mitbestimmenden Einfluss in die Wagschale legen zu können, gewahrt bleibe.

Ich verstehe nun die Nothwendigkeit einer Aenderung der Verfassung des Gesammtstaates keineswegs so, dass alsbald der Dualismus rein weggeschafft werden müsse. Davon kann, abgesehen von anderen triftigen Ursachen, schon wegen der politischen Zähigkeit der Magyaren nicht wol die Rede sein. Nichts desto weniger wird eine Form gefunden werden müssen, welche in deutlicherer und kräftigerer Weise, als dies jetzt durch die gemeinsamen Abstimmungen der Delegationen von Fall zu Fall geschieht, den Zusammenhang und Zusammenhalt der beiden Reichshälften als eines grossen und mächtigen Ganzen zum Ausdruck bringt. Ist doch selbst jetzt der Dualismus eigentlich nur eine Phrase! Man kann weder die Person des Monarchen, noch sein Interesse an dem Gesammtreich halbieren, und ebenso wenig hat man die einheitliche Ordnung derjenigen Angelegenheiten vermeiden können, welche unsere Stellung im Verbande der Völker und Staaten betreffen.

Von dem geistigen Urheber des Dualismus ist am wenigsten anzunehmen, dass er durch die der Noth des Augenblicks angepasste Form irgend ein wichtiges Recht der Völker habe verkürzen wollen, aber noch weniger, dass er sie als ein noli me tangere, als unantastbar giltig für alle Zeiten habe hinstellen wollen.

Alles Leben der Völker besteht nur in fortdauernden Compromissen der Staaten untereinander und der Gesellschaftsschichten. Der Krieg selber und die Revolution, welche entstehen, weil entweder ein Theil, oder keiner von beiden zum Compromiss geneigt ist, endet doch immer wieder nur mit einem Compromiss.

Aus einem solchen Compromiss ist die gegenwärtige Reichsverfassung hervorgegangen. Die höheren Bedingungen der Staatserhaltung hatten zu einer Zeit, wo man über den ıern Wirren die grossen welthistorischen Aufgaben des :iches nur verdunkelt zu sehen vermochte, dahin geführt, die

weitgehenden Ansprüche der Magyaren fast vollständig gewähren. Heute, wo die Magyaren keinerlei Berechtigu haben, an der Billigkeit, mit welcher man ihre Sonderrech bedenken will, zu zweifeln, und wo die welthistorischen A gaben des Gesammtreiches vor allen andern in den Vord grund getreten sind und gebieterisch erheischen, dass ih Lösung Einsicht und Kraft gewidmet werde, heute liegt Nothwendigkeit zu einem neuen Compromiss, und diesmal Gunsten des Gesammtreiches, vor.

Form und Inhalt dieses Compromisses werden gefund werden, denn sie müssen gefunden werden, und die Thei nahme der Czechen an dem staatlichen Leben der Westhälft des Reiches wird dessen Wünschen und Anschauungen au der Osthälfte gegenüber erhöhtes Gewicht verleihen.

Ich bin dem Schlusse meiner Betrachtungen nahe ge kommen. Mir erübrigt nur noch, darzustellen, auf welche Wege die Deutschen in Oesterreich den geistigen Prima erwerben und erhalten können, der ihnen gebührt, und wie sie denselben ausüben sollen, dass er von den andern Völker des Reiches nicht unwillig erduldet, sondern freudig ihnen zuerkannt werde.

Dazu bedarf es nach allem Vorausgegangenen nicht mehr vieler Worte. Beides ist gegeben in Einem. Es ist die Verlebendigung der Reichsidee in allen politischen Bethätigungen, in dem gesammten staatlichen Wirken der Deutschen, der Reichsidee, nicht länger in dem Sinne der alten Centralistenschule, welche, die reiche Vielgestaltigkeit und die eigenartigen Existenzbedingungen unseres Völkerreiches nicht nach Gebühr und Nothwendigkeit würdigend, statt einer lebendigen und Leben schaffenden Verfassung, ein schablonirtes, schemenhaftes Statut gegeben hatte, in welchem nichts lebendig war, als der Buchstabe. Oesterreich kann am wenigsten nach einem Muster regiert werden, und sei es selber das beste. Wie es eine ganz neue Art staatlicher Vereinigung verschiedener Völker ist, so bedarf es auch einer ganz neuen Art von

rganischen Statuten. Dass, diese herzustellen, nicht gleich
uf den ersten Wurf gelungen ist, ist weder verwunderlich,
och bedauerlich, noch ist daraus irgend ein Anlass zu Be-
irchtungen an der Dauer des Staates zu schöpfen. Vielmehr,
: lebhafter im Beginne dieser Versuche der Widerstreit und
as Widerstreben gegen die ersten Gestaltungen gewesen ist,
m so dauerhafter wird in der Folge das zuletzt Gewonnene
ein; denn selbst aus den heftigsten Kämpfen ist zuletzt die
dee und das Bewusstsein von der Nothwendigkeit der Zu-
ammengehörigkeit des Ganzen hervorgegangen.

Der grosse Fehler, den mehr oder weniger alle öster-
eichischen Völker begangen haben, besteht gerade darin, dass
ie, dem Zuge der Zeit zu willig folgend, ihre nationalen
onderinteressen in Bezug und im Gegensatz zu jenen des Ge-
ammtstaates zu lebhaft gefühlt, zu sehr in den Vordergrund
eschoben haben. Diesen Fehler haben auch die Deutschen
egangen. Er hatte zur Folge, dass jede einzelne Nation —
uerst die Deutschen durch ihr Bestreben, den Staat centra-
stisch zu gestalten, dann die Magyaren durch die Er-
wingung des Dualismus, und nicht minder die Slaven durch
re föderalistischen Absichten — den Versuch gemacht hat,
m der völligeren Wahrung ihrer nationalen Sonderinteressen
cherer zu sein, sich die Herrschaft über den Gesammtstaat
ı verschaffen. Alle diese Versuche sind vergeblich gewesen.
er Centralismus der Deutschen ist ebenso gescheitert, wie
:r Dualismus der Magyaren und die föderalistischen Experi-
ente eines slavenfreundlichen Intermezzo. Was geht daraus
:rvor? Doch wol klar genug, dass in Oesterreich kein Volk
ich Herrschaft über die Andern streben, keins darnach
ıchten soll, die seinen nationalen Interessen am besten ent-
rechende Staatsform den Andern aufzwingen zu wollen;
:nn, sobald es die Schwelle augenblicklichen Gelingens be-
:ten hat, steht es auch schon auf der Schwelle des unaus-
eiblichen Démenti. Daraus folgt, dass um der Schwierig-
:iten Herr zu werden, denen man begegnet, wenn es gilt
ne Form zu finden, welche den Interessen aller am Gesammt-
aate betheiligten Völker ausreichend gerecht wird, ohne die

grossen, gemeinsamen zu schädigen, jedes Volk willig se müsse zu fortgesetzten Compromissen. Sollte es dann zulet selbst geschehen, dass wir eine centralistisch-dualistisch-födera listische Verfassung entstehen sehen, so würde das sicherlic die allerbeste sein, wie entsetzlich ein solches constitutionelle Gemengsel auch den Fanatikern der Schablone und de Theorie erscheinen möchte.

Ich bin nun der Meinung, dass kein Volk berufener sei als die Deutschen, für die Verlebendigung der Reichside mit dem Beispiel jener oben charakterisirten nationalen Selbst verleugnung voran zu gehen, gerade um deswillen, weil sein Cultur, als die meistentwickelte auch am meisten kosmopoli tischen Charakter trägt und weil es durch den geistigen Zu sammenhang mit den Stammverwandten im neuen Reich die ethischen Wurzeln seines Volksthums immer frisch und lebendig zu erhalten vermag. Aus dem vollkommensten Verständnis der Bedürfnisse des Gesammtstaates, der Reichsidee, hervor gegangen, würde jenes Beispiel sicher nicht ohne Folgen bleiben können; und daran ist ja zum Mindesten kein Zweifel, dass wer zuerst auf den richtigen Weg gekommen, auch zuers an's Ziel gelangt. Wenn nun das Ziel der österreichischer Völker die Erhaltung und Entwicklung des Reiches ist, der Weg dahin nationale Selbstverleugnung zu Gunsten der Reichs idee, so ist es klar, dass derjenige zu den Zielen dieser Völker vereinigung am meisten in jedem höchsten Sinne wird bei getragen haben, wer zuerst aufgehört haben wird, nach Herrschaft über die Uebrigen, über das Ganze zu streben Und müsste nicht diesem Uneigennützigen ganz von selbe die Vermittlung und Leitung aller später noch nothwendiger Compromisse zufallen?

Dies ist's, was ich unter dem geistigen Primat verstehe von welchem in diesen Blättern an verschiedenen Stellen die Rede gewesen ist; dies ist der Weg, auf welchem er vor den Deutschen ohne Widerspruch seitens ihrer Reichsgenossen ja mit deren bereitwilliger Anerkennung, zu gewinnen ist. In diesem Sinne ist auch das Motto zu verstehen, das ich diese Schrift vorgesetzt habe: «Le prèstige ne dérive pas du privi

e, mais des dévoirs, que le privilège, impose.» Nämlich: e Deutschen als das gebildetste und — in Rücksicht auf : nationalen Differenzen und die örtliche Scheidung der vischen Stämme — im Verhältniss zahlreichste unter den ilkern Oesterreichs haben sicherlich berechtigten Anspruch, gewissem Sinne eine leitende Stellung einzunehmen; aber eser Anspruch (prèstige) sollte von ihnen nicht aus ihren en angeführten Eigenschaften (privilège) erhoben werden, ndern aus der Erfüllung der besondern Pflichten für das sammtreich, welche sie in höherem Maasse, als die anderen ölker zu erfüllen berufen sind, weil sie reifer in Erkenntniss d reicher an geistigen und materiellen Mitteln sind.

Soll ich nun zum Schlusse in wenig Worten den Inhalt r Erörterungen, welchen diese Blätter gewidmet sind, zummenfassen, so seien es die folgenden:

1. Den Deutschen in Oesterreich geziemt fürder kein begehrlicher oder sehnsüchtiger Ausblick nach Zugehörigkeit zu ihren nationalen Verwandten; ihre politische Existenz, ihre politischen Aufgaben sind an Oesterreich gebunden.
2. Von selber wird ihnen der geistige Primat in diesem Reiche zufallen, sobald sie selbstlos auf jede andere Art von Vorherrschaft über die andern Nationen des Gesammtreiches werden völlig und ehrlich verzichtet haben.
3. Die Idee des Gesammtstaates, die Reichsidee, hoch zu halten ist vor Allem Aufgabe der Deutschen; darum aber obliegt ihnen auch vornehmlich ein richtiges Verständniss für die Bedürfnisse des Reiches und seine Grossmachtspolitik nach Aussen, und besonders gegen den Orient.

Um einen plastischen Ausdruck für diese Dreieinigkeit er Pflichten, um einen Wahl- und Wahrspruch dafür uchen am wenigsten die Deutschen in Oesterreich veren zu sein; sie brauchen nur in Hinsicht auf die ge-

änderten politischen Verhältnisse den alten Arndt'schen Vers dahin zu variiren, dass er fürder laute:

«Das ganze Oesterreich soll es sein!»

Das walte Gott!

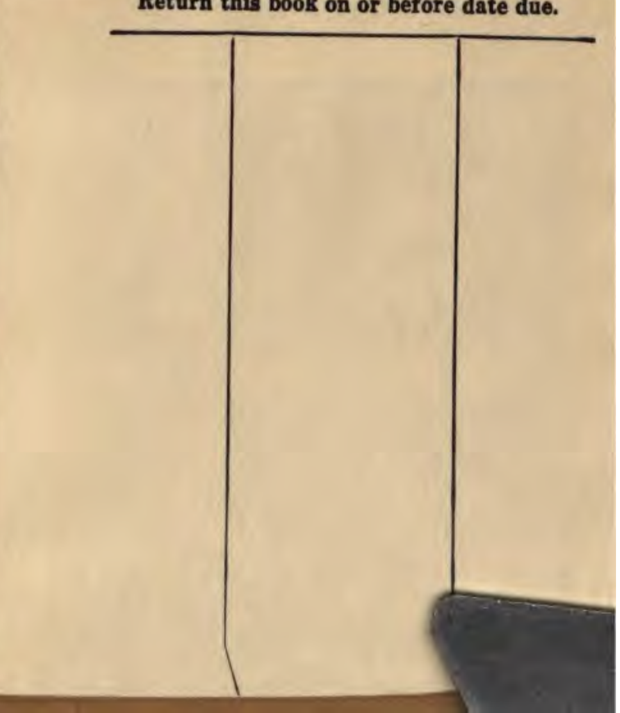
Hiermit schliesse ich diese Blätter, welche, indem sie der Verständigung unter den Völkern Oesterreichs zu dienen wünschen, zugleich der Erhöhung der Machtfülle des Reiches nach Innen und Aussen am besten dienstbar zu sein meinen. Ich schliesse sie mit dem Wunsche, dass sie dazu beitragen mögen, jene Verständigung herbeizuführen und dadurch das Reich wieder aufzurichten und zu erhöhen zu seiner ganzen Grösse und Herrlichkeit; ich schliesse sie mit dem Wunsche, das Feldgeschrei zu den Wahlen laute als Parole: «Wir wollen Frieden haben untereinander!» und als Losung: «Das ganze Oesterreich soll es sein!» dass endlich ganz und voll Wahrheit werde der schöne Wahlspruch dessen, der immer der erste war und jetzt zugleich der beste ist von allen Oesterreichern, — jener Spruch:

Viribus unitis!

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.


DB 34 .G4 D4 C.1
Die Deutschen in Osterreich
Stanford University Libraries
3 6105 037 476 178


Stanford University Libraries
Stanford, California
Return this book on or before date due.